

*Einführungsvortrag am 18. März 2018  
von Dr. Reinhold Weitz*

*(Rede-Manuskript; nachfolgend kursiv gesetzte Passagen zur Zeitbegrenzung nicht vorgetragen)*

*F. A. Heinen, Abgang durch Tod, Zwangsarbeit im Krs. Schleiden 1939 - 1945*

Sehr geehrte Damen und Herren!

Sehen Sie in mir nicht den Laudator, der gekommen ist, um ein Buch nur zu loben. Erwarten Sie von mir auch nicht die Rolle des Kritikers, der es auf einen Verriss abgesehen hat. Ich möchte Ihnen als Historiker einige Anmerkungen und Überlegungen zu einem Thema vortragen, an dem auch mir gelegen ist.

Es gilt ein Buch anzuzeigen über die dunkle Zeit des Nationalsozialismus. Vor uns liegt eine Veröffentlichung über eine Epoche, über die schon so viel geschrieben wurde, dass die Titel kaum mehr gezählt werden können. Nun schon wieder etwas? höre ich manchen fragen. Muss das sein? Wissen wir nicht schon genug davon? Für den Autor lautet die klare Antwort "nein", und wir alle sollten ihm nach der Lektüre zustimmen. „Abgang durch Tod – Zwangsarbeit im Kreis Schleiden“ ist eines der wenig bekannten Kapitel der Kriegsjahre und sollte es nicht bleiben.

Auf dem Einband des Buches ist ein Foto verwendet, das vor der Silhouette einer Ortschaft mehrere Reihen schwarzer Kreuze zeigt. Sie scheinen mit der Aufschrift „Russe“ ein würdiges Gedenken an die verstorbenen sowjetischen Kriegsgefangenen und Ostarbeiter zu beweisen. Die Wirklichkeit dahinter ist eine andere: Die Aufnahme stammt aus dem Jahr 1949, die Gräberpflege ist behördlich erzwungen worden, der Begräbnisort für die 1941-1942 an Entkräftung umgekommenen Russen ist in Blumenthal der Friedhof der jüdischen Gemeinde, die damals deportiert und umgebracht wurde. Für die Toten gab es keine Einzelgräber, sie wurden angekartt und in einer Grube verscharrt!!

Ist dieses Bild emblematisch für unseren Umgang mit der Thematik, für unseren Widerspruch zwischen Desinteresse und Beschönigung? Ein Verdrängungsmechanismus? Oder gilt der immer wieder kolportierte Satz vom Fremdarbeiter aus Polen, der es gut hatte bei der Familie – ein Mantra, wie es im Buch heißt?

F. A. Heinen hat eine umfangreiche Untersuchung vorgelegt. Auf 476 Seiten werden alle verfügbaren Quellen genutzt – vom Bundes- und Landesarchiv und dem internationalen Suchdienst bis zu den Gemeindearchiven, von privaten Sammlungen und Zeitzeugen, das Literaturverzeichnis umfasst allein über fünf Seiten. Der Autor hat sorgfältig recherchiert, als gelernter Journalist versteht er sein Handwerk. Da gibt es die zugespitzten Formulierungen, manches wird bildhaft auf den Punkt gebracht. Es geht um mehr als die Suche nach Schlagzeilen und einer Story. Hinter der investigativen Arbeit steht das Bemühen um historische Objektivität, um sachliche und differenzierte Darstellung.

Überschriften sind schlagwortartig knappgehalten. Die Fülle des Materials wird chronologisch und sachthematisch gegliedert. Normalerweise meidet ein Leser die Anmerkungen, hier kann nur dazu geraten werden. Ihre Lektüre im jeweiligen Kapitelanhang ist umfangreich und dabei oft so ergiebig wie der Haupttext.

Die Fremdarbeiter-Thematik ist in der bisherigen regionalen Literatur nicht unbeachtet geblieben. Peter Kox hat im Bd 2 zum „Nationalsozialismus im Kreis Euskirchen“ einen ersten Überblick gegeben und Walter Hanf die Westwall-Arbeiter als temporäre neue Dorfbevölkerung skizziert, aber F. A. Heinen bietet aufgrund seiner mehrjährigen Nachforschungen eine Gesamtdarstellung, die problemorientierte Untersuchung und Nachschlagewerk in einem ist. Und er hat ein didaktisches aufklärerisches Anliegen!

Was müssen wir über die Zwangsarbeit wissen und in der kollektiven Erinnerung behalten? Gestatten Sie mir, zuerst auf den Inhalt des Buches einzugehen.

Die Veröffentlichung skizziert anfänglich aus gutem Grund den historischen Rahmen. Der Zwangsarbeitereinsatz an der Westgrenze im Kreis Schleiden muss im Zusammenhang der nationalsozialistischen Plan- und Kriegswirtschaft gesehen werden. */ Die immer ausgedehnteren Einberufungen zum Militär hatten den binnendeutschen Arbeitskräftemangel beschleunigt, zusätzliche Arbeitsverpflichtungen – auch verstärkt unter Frauen- konnten die großen Lücken nicht schließen. Erst der Kriegsverlauf schuf die Voraussetzungen für eine bis dahin nicht gekannte, ungeheure Welle von Arbeitsmigration. Für die deutsche Wirtschaft und Rüstungsproduktion wurde ein Millionenheer von Kriegsgefangenen, zwangsverpflichteten und sog. freiwilligen Zivilarbeitern (- bis hin zu Arbeitsjuden) verfügbar, nur so konnte ein ökonomischer Kollaps vermieden werden. / Mit dem Angriff auf Polen 1939 und dem schnellen Sieg bot sich die erste Möglichkeit, ein neues Menschenreservoir einzusetzen. Nach dem Frankreich-Feldzug mit seinem sog. „Blitzkrieg“ konnte man auf Franzosen und andere Westeuropäer zugreifen. Die größte Zahl von arbeitsfähigen Männern und Frauen stellten allerdings die Einwohner aus den eroberten Gebieten der Sowjetunion. Über die Jahre hinweg waren es rund 13 Millionen ausländische Arbeitskräfte, davon 4.6 Mio. Kriegsgefangene und 8.4 Mio. Zivilarbeiter. 1944 stellten die Ostarbeiter unter ihnen fast zwei Drittel – ein Verhältnis, das auch in etwa für den Kreis Schleiden galt.*

Der Kompetenzwirrwarr – wie er im Dritten Reich üblich war, erschwerte auch den Arbeitseinsatz und die Arbeitsleistung der „fremdvölkischen Arbeitskräfte“, ein Begriff, der bereits die Probleme zwischen Ideologie und Ökonomie ahnen lässt. Die Wehrmacht und ihre Wachmannschaften blieben zuständig für alle Kriegsgefangenen. Bei den Zivilarbeitern waren es anfangs das Wirtschafts-, später das Rüstungsministerium und der GBA (Generalbeauftragte für den Arbeitseinsatz), hinzukamen Görings Vierjahresplan-Behörde und Himmlers Reichssicherheitshauptamt (RSHA), 1943 noch Leys DAF. Vor Ort und mit zunehmender Kriegshärte überwachten die Sicherheitsorgane von Polizei, Gendarmerie, Gestapo, SS und SD die Lager und Arbeitskommandos. Ihr Ziel war nicht die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sondern vor allem Abschottung, Unterdrückung und Abschreckung von rassistisch Minderwertigen.

*/ Als polnische Kriegsgefangene freigelassen wurden und zu Zivilarbeitern gemacht wurden, gerieten sie nur in eine andere Form der Knechtschaft, da ihnen der Schutz der Genfer Konvention nicht mehr zustand. / Die „Ostarbeiter“ unterlagen zahlreichen Reglementierungen und Auflagen der Rassentrennung, wie sie der „Polenerlass“ 1940*

festlegte. Es sollte keine Aufnahme in den Familienkreis geben, stattdessen Ausgehverbote und das Tragen eines Abzeichens auf der Kleidung. Gaststätten- und Kinobesuch waren nicht erlaubt, nur besondere Gottesdienste zulässig. Strafbare Handlungen „insbesondere auf sittlichem Gebiet“ waren sofort anzuzeigen. Die Denunziation blühte. Liebesbeziehungen oder Geschlechtsverkehr mit Deutschen führten oft zu einer „Sonderbehandlung“, an deren Ende Zuchthaus, KZ oder die Hinrichtung standen.

Der Angriff auf die Sowjetunion 1941 war als Weltanschauungskrieg angelegt. Mit dem Ziel der Vernichtung des Bolschewismus wurde auch der einzelne Russe als Anhänger dieser Ideologie für rechtlos erklärt. So verwundert es nicht, dass man in der Anfangsphase die russischen Gefangenen massenhaft sterben ließ. Der Entschluss, sie als Arbeitskräfte einzusetzen, änderte nur phasenweise ihr Los. Sie blieben minderwertig und waren – genauso wie die angeworbenen Ostarbeiter, die meist zwangsrekrutiert wurden, den brutalen und willkürlichen Zugriffen der SS und des RSHA ausgeliefert. Sie standen an der untersten Stelle der Gefangenen- und Fremdarbeiter-Hierarchie. */ Angehörige westlicher Staaten hatten es viel besser. Franzosen konnten nach der Entlassung aus der Gefangenschaft z. B. in Privatquartieren wohnen. Erst nach dem Sturz Mussolinis wurden auch Italiener zu Opfern von Fremdenfeindlichkeit. /*

Die Arbeit von F. A. Heinen hat da ihre besonderen Verdienste, wo sie dem Alltag der Fremdarbeiter nachgeht. Wo wurden sie beschäftigt, wie wurden sie entlohnt, wer waren die Arbeitgeber? In den Blick genommen wird die Zwangsarbeit als ökonomisches System. Was der Autor hier zusammengetragen hat, ist detailgenau und lesenswert.

In dem dünn besiedelten agrarischen Grenzreis mit seiner kleinbäuerlichen Hauptstruktur war der Arbeitskräftebedarf in der Land- und Forstwirtschaft besonders hoch, er musste nur für die kleinen Arbeitgeber bezahlbar - und das hieß, billig sein. Die festgesetzten Löhne für Ostarbeiter lagen monatlich zwischen 6 RM und 22.50 RM, zusätzlich einer moderaten Steuer- und Krankenversicherungsabgabe. Selbst für den geringst qualifizierten deutschen Stallhelfer mussten schon 60 RM mtl. gezahlt werden! Die schlechtesten Entgelte bekamen die Russen (u. Ukrainer), die Franzosen wurden am besten entlohnt, weil sie „die polnischen Arbeitskräfte übertreffen“. Trotz dieser unschwer als rassistisch erkennbaren Lohnskala konstatiert die Untersuchung (*Zitat*): „In den kleinen Betrieben, namentlich den Bauernhöfen und oft auch bei den Haushalten und Kleinunternehmern, kam es häufig zu menschlich guten, bisweilen sogar freundschaftlichen Beziehungen zwischen Chef und Arbeiter.“ Aufgrund der konservativ-katholischen Grundhaltung der Eifeler Bevölkerung konnte sie zu den katholischen Polen leichter ein gutes Verhältnis finden als zu den mit dem Vorurteil des Atheismus und Bolschewismus behafteten Russen.

In einem umfangreichen Kapitel widmet sich der Verfasser einem Thema, das in der bisherigen Literatur kaum Beachtung gefunden hat. Ein Drittel des Kreisgebiets war mit Wald bedeckt, die Holzwirtschaft in privater und öffentlicher Hand hatte einen entscheidenden Anteil an kriegswichtigen Leistungen zu erbringen, Holz war zu einem Mangelrohstoff geworden, vor allem seit dem Westwallbau fehlten den Forstämtern die Arbeitskräfte. Über den Fremdarbeitereinsatz liegt bei der amtlichen forstlichen Dokumentationsstelle NRW (bisher auch) kein einziges Werk vor. Einer regionalspezifischen Besonderheit nachzugehen, ist deshalb sinnvoll, und F.A. Heinen geht die Aufgabe methodisch mit einer Reihe von Fallbeispielen nach. Sie werden breit dokumentiert. */ Zahlreiche Waldarbeiterlager entstanden in räumlicher Nähe zu den*

*Revieren. Exemplarisch werden die Lager am Silberberg (AK 499 des Stalag VI/H) und am Losheimer Graben (mit 92 russischen Gefangenen) untersucht. In Augenzeugenberichten werden Lebens- und Arbeitsverhältnisse anschaulich erinnert, ebenso manche Einzelschicksale und Begegnungen zwischen Russen und Deutschen. /*

Wenn die zuständigen Förster das Los der Gefangenen so menschlich wie möglich gestalteten, so muss das Überleben für Russen im Barackenlager Hollerath umso schwieriger gewesen sein. Von Nahrungsmittelentzug und Hungertoten, von Stockschlägen bis hin zu Prügelorgien, von Schussverletzten und einem Massengrab ist in der mündlichen Überlieferung die Rede. In Oberhausen wird neben den Eifeler Holzwerken, die Munitionskisten und Barackenelemente fertigen, ein Lager neu gebaut, der Lageplan liegt vor. Als NS-Musterbetrieb publiziert man eine eigene Werbebroschüre. Zwischen 1942-1944 werden 426 Namen von FremdarbeiterInnen in den Versichertenlisten erwähnt, sie wurden von einer Wachmannschaft der DAF beaufsichtigt.

Die Arbeitslager und -kommandos mit den höchsten Gefangenenanzahlen waren in und bei den Fabriken und Großunternehmen eingerichtet worden. Im Bleiberg der Mechernicher Gewerkschaft arbeiteten zwischen 200 und 400 Franzosen, Russen und Polen. Untergebracht waren sie in einer Montagehalle unter der Bewachung von Wehrmachtsangehörigen. Auch wenn von der einst blühenden Eisenindustrie nur wenige Betriebe übriggeblieben waren, so hatten diese in der damaligen Rüstungsproduktion eine gute Auftragslage. Sie brauchten also Arbeitskräfte. Den Schoellerwerken in Hellenthal war das AK 786 zugeteilt mit weit über 100 Russen und Franzosen. *In der 2013 veröffentlichten Familiengeschichte des Unternehmens „wird in erfrischender Offenheit die nationalsozialistische Zeit keineswegs ausgeblendet“ wie F.A. Heinen bemerkt.* Zwangsarbeit ist auch für die Metallhütte Kall, die Stocko- und Poeschco Werke sowie die Maschinenfabrik Girards in Vussem nachgewiesen. Die Reichsbahn zählte 1939-1945 im Kreis Schleiden zu den großen Arbeitgebern für zivile und kriegsgefangene Zwangsarbeiter, nicht wenige von ihnen waren „Ostarbeiterinnen“. Beim Gleisbau und bei der Ausbesserung kriegsbedingter Schäden leisteten sie unverzichtbare Arbeit. Das wohl größte Lager stand bei Blankenheim, andere in Mechernich oder Losheim oder entlang der Bahnlinien. */ Als die Front 1944 näher rückte, wurde die Versorgungslage für die Lagerinsassen bedrohlicher, ihr Leben durch die Luftangriffe immer gefährdeter. Auch die Gemeinden bedienten sich für Instandsetzungsarbeiten beim Wege- und Wasserbau aus dem Reservoir der Zwangsarbeit, selbst für die NS-Ordensburg Vogelsang sind Arbeitsgruppen von Polen und Ukrainerinnen nachweisbar, über deren „Freiheiten“ sich z. B. der SS-Sturmbannführer Wilhelm Fischer aus Hellenthal empörte. /* Einen Beleg für die Devise von der Vernichtung durch Arbeit scheint das Lager im Kalk- und Zementwerk Kall-Sötenich zu liefern. Hier wurde Schwerst- und Sklavenarbeit im Steinbruch geleistet, die unter den 100 bis 200 unterernährten (russischen) Kriegsgefangenen des AK 774 zahlreiche Tote forderte. Die vorliegende Veröffentlichung nennt es „eines der übelsten Menschenschinderlager im Kreisgebiet. Misshandlungen und Schikane waren an der Tagesordnung. Fluchtversuche endeten mehrmals dramatisch mit Erschießungen, auch Suizide sind belegbar“. Das Geschehen lässt sich gut rekonstruieren, es gibt sogar eine ausführliche und ganz seltene Darstellung von der Opferseite.

Es kann hier nicht auf alle Vorgänge des Lageralltags eingegangen werden. Das Buch liefert dem Leser hinreichende Informationen zu Gesundheit und Hygiene, zu Verpflegung und Kleidung, zur medizinischen Versorgung und zu Beerdigungen, zum Lagerlohn und zur Fluktuation innerhalb der Lager. Die einzelnen Abschnitte zu diesen (oben zitierten) Unterthemen werden im Mittelteil der Veröffentlichung verstreut eingearbeitet. Sie zeigen krasse Unterschiede zwischen Vorschriften und Praxis, Orten, Volkszugehörigkeit und Kriegsphasen. Zwar konnten praktizierende Hausärzte manchmal Zivilarbeiter betreuen, aber die stationäre Behandlung erkrankter Russen im Lazarett Arnoldsweiler war „katastrophal“. Barfüßige Ostarbeiter in zerschlagenen Uniformmänteln und mit den üblichen Holzschuhen konnten sich keine neue Kleidung kaufen. Wenn französische und polnische Gefangene im Allgemeinen „hinreichend“ ernährt wurden, so förderte die häufige Unterernährung in den Russenlagern einen lebhaften Tauschhandel (oft mit selbst gefertigtem Holzspielzeug). Die Arbeiterausleihe zwischen Arbeitgebern und dem Stammlager wurde oft ein profitables „Schacher-Geschäft“, „die Zeche zahlten am Ende die Gefangenen mit ihrer Sklavenarbeit.“

Ein Lagersystem ist ein eigener Kosmos. Er entwickelt aus sich heraus Gesetzmäßigkeiten. Der Autor nennt mit Recht den Kreis ein „Lagerland“. Die Eifel kannte als armes Grenzland seit preußischer Zeit Arbeitsbeschaffungsprogramme. In den Krisenjahren der Weimarer Republik und unter den Nazis waren staatliche Arbeitsdienste bekannt, der Bau des Westwalls 1938/39 brachte eine Welle von Zehn-Tausenden von fremden Arbeitern in die Barackenlager und Wirtshaussäle. Der Dorfbevölkerung war die Lagerwelt mit ihren Problemen also nicht neu, aber in den Kriegsjahren wird sie zunehmend ein Schauplatz von Unmenschlichkeit und Tragik.

Was geschah und wie? Wer waren die Täter? Wer darüber berichtet und es mit Anteilnahme tut, wird mit der Realität des Bösen konfrontiert. Die Verstöße gegen Recht und Rechtschaffenheit waren zahlreich und sind unbestreitbar, Verbrechen wurden alltäglich. Die moralische *Frage* drängt sich also auf. Für uns heute und im öffentlichen Diskurs ist sie vielfach die Hauptfrage, wenn es darum geht, wie man sich mit der NS-Vergangenheit auseinander zu setzen hat.

Das Untersuchungsgebiet gehörte zum Wehrkreis VI und hatte mit dem neu errichteten Stalag VI/ H in Düren-Arnoldsweiler ein erstes Stammlager und später ab 1942 das Stalag VI / G in Bonn-Duisdorf auf der Hardthöhe, die Schleidener Lager waren ihre Arbeitskommandos. Die Veröffentlichung listet 63 AKs auf mit mindestens 6500 Internierten. Die mit Stacheldraht umzäunten Barackenlager, Turn- und Fabrikhallen oder Gasthäuser wurden im Auftrag der Wehrmacht von zwei Kompanien der Landeschützen-Bataillone 489 und 490 bewacht, an den Arbeitsstellen übernahmen private Wachleute diese Aufgabe. Im „Massensterben in der Auftaktphase“ Ende 1941 und zu Anfang des Folgejahres werden die Exzesse einzelner Täter des Wachpersonals gut dokumentiert. Diese haben den entkräfteten Russen nicht nur menschenwürdige Leistungen abverlangt, sondern in mehreren belegten Fällen die Gefangenen erschossen – angeblich wegen Arbeitsverweigerung oder Fluchtversuchen.

Trotz geringer Erfolgsaussichten versuchten Zwangsarbeiter immer wieder zu entkommen. Nicht nur zum Kriegsende hin, auch in den Vorjahren brachen die Gefangenen aus Verzweiflung aus den Lagern und den Arbeitseinsätzen aus und versteckten sich in den Eifelwäldern. Das Regime verschärfte die Erlasse zum

Schusswaffengebrauch, wiederergriffene Russen kamen in spezielle Straflager mit besonders harter Arbeit. Wegen der „Gefahr der Bandenbildung“ gab die Kölner Stapostelle besondere Dienstanweisungen heraus. Bei Bedarf sollten Parteigliedern bei der Menschenjagd hinzugezogen werden. Nach einer Massenflucht im Sommer 1943 wurden sogar Feuerwehr und Landwacht sowie der Werkschutz an der Suche beteiligt. Der Kreis der an Unrechtshandlungen Beteiligten und der Mitwisser vergrößerte sich zwangsläufig!

Es wird berichtet von (Jagd-)kommandos, die Geflüchtete und Arbeitsbummelanten aufgreifen sollten, und von überfüllten Haftzellen des Amtsgefängnisses Blankenheim. Man liest von zahlreichen Überstellungen ins KZ wegen „Arbeitsverweigerung“ oder „wegen verbotenen Geschlechtsverkehrs mit einer Volksdeutschen“, die Fälle sind ausführlich dargelegt. Das sog. „GV-Vergehen“ endete nicht selten mit der Todesstrafe. Was Augenzeugen über die öffentlichen Hinrichtungen wie z. B. in Lommersdorf wiedergeben und der Autor aus Gerichtsquellen zusammenträgt, zählt zu den erschütterndsten Passagen in diesem Buch.

Die meisten Verbrechen an Zwangsarbeitern müssen dem engeren Kreis aus Angehörigen der Gestapo und des SD angelastet werden. Sie waren vor Ort diejenigen, die Verhöre durchführten und Hinrichtungen leiteten. Sie waren oft die entscheidende oder letzte Instanz in einem System von Kontrolle und Repression, das Denunzianten und fanatische Parteigenossen, Feldhüter und Landjäger, Gendarmerie und Ortspolizei, (Sonder-)Gerichte, Arbeitserziehungs- und Konzentrationslager umfasste.

Mit dem SK(Sonderkommando) IV erreichte in der Endphase des Krieges ab Oktober 1944 der Terror durch willkürliche Tötungen seinen Höhepunkt. Das Kapitel über die Schreckensherrschaft des Kommandos (unter Arnold Schneider) nimmt einen breiten Raum ein. Anfänglich hatte es im Schleidener Schloss seinen Sitz, während der Ardennen-Offensive auf dem Gut Hombusch, kleinere Kommandos arbeiteten in Zülpich-Hoven und Mechernich-Marienau. Das SK IV war Ermittlungsbehörde, Richter und Henker in einem! Das enthemmte Wüten dieser Sonderpolizeieinheit vollzog sich weitgehend unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Bevölkerung war evakuiert, Augenzeugen sind selten und „Fotos gibt es dazu nicht“. Umso verdienstlicher sind deshalb die 12 Seiten (S. 348-360), die F. A. Heinen diesem düsteren und weitgehend im Dunklen gebliebenen Kapitel widmet.

Einen Menschen in seiner Würde zu verletzen gehört in eine Kategorie von Handlungsweisen, zu der man eigentlich keine quantifizierende Aussage machen kann. Trotzdem ist die Frage nach den Opferzahlen naheliegend und der Autor hat sehr viel Mühe darauf verwendet. Es ist nicht möglich, eine abschließende Statistik zu geben. Die Verzeichnisse der Meldebehörden in den Gemeinden und das Ausländer-Melderegister, die Versichertenlisten von AOK und LKK und der Arbeitsamtsbezirke, die z. B. nicht zwischen Euskirchen und Schleiden unterscheiden, stimmen nicht überein oder bleiben lückenhaft. Gräberlisten der Friedhöfe werden ebenfalls herangezogen. Exakte Zahlen sind auch wegen der Fluktuationen nicht zu erstellen. Die nach Alter, Geschlecht, Herkunft, Kategorie und Gemeinde erstellten Listen kommen aber auf minimal 5.000, eher auf 6.500 Zivilarbeiter und Kriegsgefangene für den Kreis Schleiden. Wer genauer nach Einzelnamen und Gewaltopfern fragt, findet in der Veröffentlichung einen Anhang mit stichwortartigen Einzelschicksalen und nach

Kommunen aufgelistete Zusammenstellungen der verstorbenen Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter.

Die Erhängten, Erschossenen oder in Konzentrationslagern Umgekommenen werden gesondert aufgeführt: Die Schreckensbilanz kommt auf 337 Männer und Frauen. Man sollte diesen umfangreichen Anhängen besondere Aufmerksamkeit schenken. Sie dürfen als ein Memento mori, ein Verzeichnis des Totengedenkens betrachtet werden.

Was im Buch lapidar mit den Kapitel-Überschriften „Im Chaos“ und „Ohne Sühne“ getitelt wird, betrifft den Umgang mit dem Komplex der Zwangs- und Fremdarbeit nach dem Ende der Nazi-Herrschaft. Das Ergebnis ist so bedrückend wie beschämend: Die administrative und rechtliche Aufarbeitung beginnt spät und bleibt lückenhaft, den Opfern widerfährt keine Gerechtigkeit, die Schuldigen kommen meist ungestraft davon. Auch wenn die Entschädigungsgesetze der Bundesrepublik (2000) nicht vom Verfasser berücksichtigt werden, muss man von einer uneingelösten juristischen und moralischen Hypothek sprechen.

F.A. Heinen ist den Quellen nachgegangen – den Gerichtsakten wie denen der Suchdienste. Strafprozesse hat es – wenn überhaupt, mit einer Ausnahme erst seit den 1950er Jahren gegeben, den letzten 1970. Die ungeheure Zahl von Displaced Persons, die im damaligen Europa unterwegs war, - darunter der hier untersuchte Personenkreis, wurde von den Alliierten in einem eigenen Suchdienst, dem ITS (international tracing service) erfasst, das heutige Standesamt Arolsen hat etwa 30 Mio. Dokumente von Nicht-Deutschen gespeichert.

In seinem Schlusskapitel bilanziert der Autor mit Bitterkeit: (*Zitat*) „Ich frage mich, warum Unrecht und Verbrechen an den Arbeitssklaven nach 1945 nicht in die Welt geschrien wurden. Stattdessen versanken die, die alles gesehen hatten, in kollektives Schweigen, das lange genug währte, um in Vergessen umzuschlagen. Die Verdrängung wurde sogar ausgeweitet auf die Beseitigung aller Spuren zwischen Rur und Ahr durch die letztliche Umbettung der Opfer nach Rurberg. Damit waren die letzten sichtbaren Spuren im Schleidener Land ausradiert. Allenfalls einige wenige Gedenkkreuze und Erinnerungssteine verstecken sich in Randlagen...“

Der Stil dieses Appells, der mit aufrüttelnden Worten anklagt, mag nicht jedem als Richtschnur des Gedenkens geeignet erscheinen, aber wir können der Frage nach dem angemessenen Umgang mit den Opfern der Zwangsarbeit nicht ausweichen. Die Tragödien dürfen nicht vergessen werden.

Aber welche Erinnerungsarbeit brauchen wir? Was ist die richtige?

Vielleicht darf ich aus den Erfahrungen bei meiner deutsch-französischen Arbeit einige Gedanken äußern und einige Ratschläge geben: In Frankreich steht über dem Jahrhundert-Gedenken an den Großen Krieg die „mémoire partagée“, eine geteilte Erinnerung. Diese Sehweise kann eine Linie auch für unsere Beschäftigung mit der Zwangsarbeiterthematik andeuten: - Wir können und müssen den Geschehnissen in einem größeren historischen Rahmen nachgehen. - Das Gedenken muss die unterschiedlichen Seiten in den Blick nehmen und grenz- und epochenübergreifend sein. - Nur eine einführende, mehrperspektivische Darstellung kommt der Wirklichkeit und damit Wahrheit nahe, nur sie schützt vor falschen Helden und vor einer Mythenbildung. - Ein moralisches Urteil kann leicht zum bloßen Ritual werden. - Das

menschenverachtende System der Zwangsarbeit im 2. Weltkrieg ist nicht urplötzlich entstanden. Es hat Vorläufer und bleibt aktuell, wenn man auf die Migranten von heute schaut. Man darf den Fokus nicht nur auf die Zeit 1939-1945 legen.

Eine komparative Sehweise zum Ersten Weltkrieg drängt sich auf. Kriegsgefangene und zwangsverpflichtete Zivilarbeiter haben schon 1914 bis 1918 die deutsche Wirtschaft leistungsfähig gehalten. Zwar fehlen die verbrecherischen Exzesse, aber die organisatorischen Phänomene ähneln sich. Es gab Strafarbeitslager (wie das in Sedan), die mit KZs verglichen werden. Nachgewiesen sind – wie etwa am Beispiel des Amtes Kuchenheim - dörfliche Wirtshausäle oder Barackenlager mit Stacheldraht, ein Musterplan für Verpflegung und Entlohnung, Wachmannschaften, dezentrale Arbeitseinsätze/Kommandos von einem Stalag aus (Wahn bis zu 50.000 Gefangene). Die (rote) Armbinde und die Holzschuhe gehörten zur Arbeitskleidung. Es gibt verständnisvolle, aber ebenso ausbeuterische Arbeitgeber. Der Gefangene kann als Mitmensch behandelt werden, aber er wird auch zur ökonomischen Größe, eine Bürokratie erfasst ihn wie die zivile Gesellschaft. Der Einzelne wird transparent, der totale Krieg braucht eine totale Gesellschaft, die Anfänge des Totalitarismus waren gelegt Die Baracke, die hölzerne Behausung, ist der emblematische Bau der Zeit! Die kasernierte Lebensform wurde allgegenwärtig: Im preußischen Militärlager wurden Kriegsgefangene interniert. Wo vorher die Arbeitsdienstmänner und Westwallarbeiter kampierten, folgten polnische und russische Zwangsarbeiter, am Ende bewachte man hier Nazis oder brachte Vertriebene und Flüchtlinge unter. Die Orte des Unheils blieben, die Menschen darin wechselten.

Und der Objektivität halber muss gesagt sein: Nicht jeder Zwangsarbeiter war nur unschuldig Opfer. Im Chaos des Untergangs 1944/45 plünderten, raubten und mordeten manche Banden aus Geflüchteten und Freigekommenen. Und auch Deutsche waren Opfer des Nazi-Terrors. Die Bombenangriffe der Alliierten galten oft gezielt der deutschen Zivilbevölkerung. Wenn amerikanische Militärgerichte Todesurteile gegen fanatisierte junge Männer vollstrecken ließen, weil sie sog. Werwölfe waren oder notgelandete US-Piloten getötet hatten, handelten sie rechtens, aber es bleibt die Bitternis, dass oft die Hauptschuldigen ungestraft davongamen.

Ich komme zur Ausgangsfrage nach dem richtigen Gedenken zurück.

Die Feststellung gilt: Es gab eine unwürdige Behandlung der Grabstätten in der Nachkriegszeit durch die Kommunen. Das lokale Gedenken wurde nach auswärts „entsorgt“, um den Autor zu zitieren. Dafür lassen sich Ursachen anführen - das eigene Leid und die Scham über eigenes Versagen, das kollektive Beschweigen und der nachwirkende Rassismus gegenüber Osteuropäern. Wir können das Erinnern auf Dauer nicht dem Vergessen überantworten.

Und einige beispielhafte Aktionen oder Anregungen von Privatleuten sollten Schule machen:

Im Eschweiler-Tal auf halber Wegstrecke zwischen der Erft und der Nöthener Mühle liegt ein aufgelassener Steinbruch. Seit kurzem ist vor der steilen Felswand ein Holzkreuz mit dem Namen des polnischen Arbeiters Bronislaw Sygula aufgerichtet. Er wurde hier am 27.3.1942 vor den Augen der eigenen, zwangsweise herbeigeschafften Landsleute von der Gestapo erhängt. Sein Vergehen: „rassenschänderische“ Liebesbeziehung mit einer deutschen Frau.



An die vergleichbare brutale Hinrichtung des Stanislaus Staniszewski am 30. Oktober 1942 in Lommersdorf, die im Buch anschaulich dokumentiert ist (S.322ff), hat eine Schulinitiative mit einem Kreuz erinnert.

Über Exekutionen in Mechernich gibt in der Marienau ein Gedenkstein eine Auskunft, den die Stadt auf Anregung hat errichten lassen.

Wäre es nicht denkbar, dass weitere Orte von Opfern der Zwangsarbeit ausgewiesen werden? Dass man vor Ort mit Texten und Abbildungen an Hinrichtungsstätten, Begräbnisplätze und Straflager erinnert? Das muss nicht von oben vorgegeben werden. Gedenkprojekte, die von Seiten der Politik und Verwaltung kommen, geraten schnell zum bloßen Ritual.

Der zivilgesellschaftliche Einsatz ist entscheidender: Die Toten müssen im Gedächtnis der Lebenden bleiben. Vielleicht geschieht das am besten mit einer solchen Buch-Veröffentlichung, wie sie hier vorgelegt wird. Sie gibt den Opfern eine Stimme und manchmal auch ein Gesicht. Hier finden sie einen Ehrenplatz. Von hier kann die öffentliche Diskussion angestoßen werden. Im amerikanisch-sprachigen Raum kennt man die „Hall of Fame“, bei uns hierzulande wurden nach dem Ersten Weltkrieg „Ehrenbücher“ aufgelegt.

Wer die Katastrophengeschichte des 20. Jahrhunderts kennt, wird hellhörig für die (Wiederholungs-)Gefahr in unserer eigenen Zeit. Wir hören und sehen den täglichen Schrecken. Ihm darf man nicht mit der Entrüstung des Gut-Menschen und Moralisten begegnen, nicht mit Heldenlegenden oder Schurkengeschichten. Gefühle können in die Irre führen. Erinnerungskultur sollte weniger überwältigen, sondern Einsichten vermitteln! Nur wer genau hinsieht, wer genau festhält, was geschehen ist, leistet wirkliche Gefahrenprävention.

F. A. Heinens Arbeit zähle ich dazu!